

Nr. 273. Bromberg, den 29. November. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Doktor war noch einmal dagewesen und hatte Treutlin für den übernächsten Tag das erste Aufstehen erlaubt. Galoppartig ging alles bei diesem Patienten. Der Mensch mußte eine Bärennatur haben, daß er so schnell wieder auf die Beine kam.

.. Die Rechnung? . . . Donatus Bretschneider hatte gelacht. „Mich Kapazität auf sämtlichen Haupt- und Nebengebieten der medizinischen Wissenschaft bezahlen? Das würdet ihr ja nicht können. Außerdem nähme ich sowieso nichts, weil wir alte Kameraden sind. Ich RJR. 89. Und ihr?"

„Breslauer Kürassiere", hatte Treutlin erwidert.

„Chargierte?"

„Ein bißchen. Karl beinahe Unteroffizier. Ich habe ein paar Nummern höher. Ist ja aber ganz schnuppe, was man war. Heute gilt's doch nichts mehr."

Donatus trotzdem neugierig: „Also wohl Wachtmeister?"

„Nun ja, so beinahe."

Was sie denn wohl vorhätten, wenn alles in Ordnung sei? — Weiterwandern. Versuchen, ans Ziel zu kommen. So recht wüßten sie es selbst noch nicht.

„Hm!" Doktor Bretschneider war etwas verlegen geworden. Das Gefühl, daß man nicht so recht mit der Sprache heraus wollte, hatte er gehabt. „Na, dann man tau! Viel Glück! Und in Zukunft besser auf das bißchen Gesundheit achten . . Ach was, Dank! Unter Kameraden ist gegenseitige Hilfe Pflicht. Wir werden uns wohl schwerlich wiedersehen. Aber ich will immer gern an euch denken."

„Die Welt ist klein", hatte Treutlin zuletzt gesagt. „Wer weiß, ob wir uns doch nicht noch einmal irgendwo begegnen."

„Nun dann: Auf Wiedersehen!" Damit war Doktor Donatus Bretschneider lachend gegangen.

Am nächsten Vormittage kam Düllingsen. Er brachte einen ganzen Packen übelster Stimmung mit, von dem er sofort austeilte, Karl reicher bedenkend als Treutlin. Es sei einfach unerhört. Man hätte überhaupt keine Worte für so etwas. Und was man eigentlich von ihm, Jaspar Düllingsen, dächte! „Habe ich das um euch verdient, daß du uns wie einen zerbrochenen Krug beiseite schiebst?" fragte er, zu Karl gewandt, am Schlusse seines erregten Sprechens.

Treutlin war der hastig hervorgesprudelten Rede verständnislos gefolgt. Auf seinem Gesicht stand ein leises Lächeln, das der temperamentvollen Art Düllingsens galt. Donner ja, ein tüchtiger Kerl! Der wußte, wozu ihm der liebe Gott das Maul gegeben hatte. Schwerfällig und schweigsam, wie man das immer von den Heidebauern las und hörte, war er sicher nicht. Treutlins Sympathie gehörte ihm gleich von diesem ersten Bekanntwerden an.

Karl kam der Einfall des Hoveninger Schulzen gänzlich unerwartet, und der Gedanke an die nun bevorstehende Erörterung von ihm verschwiegener Dinge erfüllte ihn mit peinlicher Verlegenheit. Er stand seitab, spielte an seinem Rock herum und war etwas rot im Gesicht.

„Nun rede, Karl! Was war los?" sagte Treutlin schließlich. „Du scheinst ja nicht gerade knapp aufgefallen zu sein."

Düllingsen kam ihm zuvor und berichtete. Er habe erst heute morgen von der Sache erfahren, denn die Antje wäre auch mit zusammengebackenem Munde herumgelaufen und hätte sich erst alles stückweise abfragen lassen, als er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß die beiden Soldaten nichts mehr von sich hören ließen.

„So, die Antje?" fragte Treutlin nur.

„Ja, meine Tochter. Sie verheimlicht sonst nichts. Und ich komme darum gar nicht aus dem Wundern raus, weshalb sie mit der dummen Milchgeschichte eine Ausnahme gemacht hat."

„Es war ja so wichtig auch nicht", sagte Karl, versuchend, die peinliche Situation, in die er sich gedrängt sah, zu beseitigen. „Und weil ich nicht unbescheiden sein wollte, hatte ich die Milch schon woanders gekauft."

Düllingsen lachte auf und näherte sich Treutlin, der halbaufgerichtet in seinen Decken und Fellen saß. Schon im Begriff, ihn auch „Du" zu nennen, wie er es bei Karl getan hatte, glaubte er plötzlich in dem scharfgeschnittenen Gesicht, in dem ein überlegenes Lächeln stand, etwas zu entdecken, das eine Schranke errichtete, die er nicht zu übersteigen wagte und die ihm die vertrauliche Anrede verbot. Und nun gebrauchte er das „Sie". Hören Sie's? Unbescheiden wollte er nicht sein! Dabei habe ich ihm gesagt, daß alles zwischen uns selbstverständlich sei, daß ich um meines Jungen willen gern helfen würde. Und dann geht er und kauft Milch bei dem größten Geizkragen von Hovening. Und der Antje und mir setzt er den Stuhl vor die Tür."

Die abermalige Nennung des Mädchennamens machte Treutlin plötzlich hellsichtig. „Es ist, so angesehen, kein Wunder", dachte er. „Karl hat unserer Parole treu bleiben wollen und ist in seiner Gewissenhaftigkeit ein bißchen daneben getappert." Nur eins wußte er sich nicht zu erklären: Warum hatte ihm Karl von dieser Antje noch kein Wort gesagt?

Aber das gehörte nicht hierher. Er erklärte Düllingsen, daß seitens Karls eine Mißachtung freundlicher Absichten völlig ausgeschlossen sei. „Und nun passen Sie auf, Herr Düllingsen", fuhr er dann in vergnügtem Ton fort, „so lange wir in dieser Moder- und Mottenburg bleiben, werden wir uns als Ihre Gäste betrachten und uns dick und gesund bei Ihnen essen. Sie werden noch beide Hände dankend gen Himmel strecken, wenn Sie uns erst los sind. Nicht wahr, Karl?" Der nickte wortlos und fand sich noch nicht zurecht.

„Und nun, guter Freund, Schluß der Debatte über Erwerbslosenunterstützung. Etwas anderes! Erzählen Sie

uns von diesem Hause, in das wir so ungewollt hineingeraten sind."

Jasper kam der Sprung völlig unerwartet. Auch unerwünscht. Er hätte noch gern den gekränkten Wohltäter in den Vordergrund gestellt. Aber er erfüllte den Wunsch Treutlins dann doch, und so erfuhren die beiden Zuhörer die seltsame Geschichte des Spukhauses:

Damals, schon ein Jahr vor dem Kriege, hatte ein Landfremder das Haus gebaut. Die einen sagten, er sei aus Amerika in die Heide gekommen und besitze im Lande jenseits des Meeres Baumwollplantagen von so ungeheurer Ausdehnung, daß das Stück zwischen Hannover und Bremen dagegen nur ein Katzensprung sei. Andere behaupteten, er habe im Süden des schwarzen Erdteils gewohnt, wo er Diamantenfelder und Goldminen sein eigen nannte. Und noch andere, die vorgaben, es ganz besonders genau zu wissen, erzählten, daß der Fremde ein Russe sei, der in seinem Vaterlande einen politischen Mord begangen und deshalb habe flüchten müssen.

Fest stand nur, daß der Fremde William Smith hieß und aus Kentucky gebürtig war, wie er bei seiner polizeilichen Anmeldung dem Schulzen Düllingsen, zu dessen Amtsgebiet das Haus am Hang gehörte, angegeben. Er hatte hinzugesagt, daß er Privatmann sei und die Einsamkeit der Heide aufgesucht hätte, um der lauten Welt fern zu sein. Und da man außer diesem Dürftigen nichts über den Fremdling wußte, weil er völlig abgeschlossen lebte und mit keinem Landeingesessenen Verkehr pflegte, nur einmal in der Woche nach Uelzen hinüberwanderte, um für seine Bedürfnisse einzukaufen, dichtete die leichtzüngige Fama so viel über ihn zusammen, daß mit all diesen Geschichten ein dickes Buch hätte gefüllt werden können.

Dann fügte sich an den unerhörten Schwall von Gerüchten plötzlich eine Tatsache: Der Fremde verschwand so geheimnisvoll, wie er gekommen war. Und da dies Verschwinden zu derselben Zeit sich zutrug, als der Krieg ausbrach, meinten einige, der Bewohner des einsamen Hauses sei ein Spion gewesen. Andere hingegen sagten, er sei überhaupt nicht heimlich fortgegangen, sondern im Hause ermordet und irgendwo in der Heide verscharrt worden. Und als Beweis dafür wurde angeführt, daß man in stürmischen Nächten einen flackernden tanzenden Lichtschein habe durch das Haus irren sehen, auch seien gellende, langgezogene, schaurige Schreie, wie Eulen sie zuweilen hören lassen, vom Hause her über die Heide gekommen, daß einem das Blut in den Adern fast erstarrt wäre und der Atem schier gestockt hätte. Im Hause gehe es um, weil der Geist des Ermordeten nicht zur Ruhe kommen könne. Einige Vernünftige lachten zwar über die Spukgläubigen. Aber das half nichts; es spukte eben. Christian Marcken, der Studermaner Schäfer, sei einwandfreier Zeuge. Auch Maren Rolfsen, der Botenfrau aus Uelzen müsse man glauben, denn Maren Rolfsen hätte noch nie gelogen.

Als das Spukgerede schon eine ganze Reihe von Wochen die Mäuler in Bewegung gesetzt, hatte Jasper Düllingsen eines Abends im Hovoninger Krug gesagt: „Düwel eins! Eure verdammte Spökereien! Nu bin ich's satt. Paßt auf, morgen in der Nacht schlafe ich in William Smiths Haus."

Und er hatte es wirklich getan und nicht einmal das Pfeifen einer hungrigen Maus gehört. Er konnte dann den Bauern sagen, daß alles in bester Ordnung wäre, jedes Stück auf seinem Platze stände und wunderliche Dinge aus fremden Ländern und Bilder von schönen Frauen an den Wänden hingen. Nur William Smith hätte er nicht gesehen.

Darauf hatte er das getan, was zu tun schon längst nötig gewesen wäre: er hatte dem zuständigen Gericht von dem Verschwinden des Fremden Mitteilung gemacht. Eine Kommission hatte den Fall untersucht, den Bestand protokolliert und das Haus versiegelt. Danach habe sich das Gericht noch eine Weile mit Nachforschungen und Aufrufen bemüht, alles aber war erfolglos geblieben.

Und das Haus war das „Spökhus" geblieben. Und wenn Christian Marcken mit seiner Herde in die Nähe der geheimnisvollen Stätte kam, von den Hünensteinen bei Westrup oder vom Stellinger Moor bei Hamsbüttel her, dann schlug er noch heute, nun schon fast fünf Jahre nach dem Kriege, das Kreuz.

Maren Rolfsen war während des Krieges gestorben. Sonst hätte sie wohl noch jetzt, wie damals immer, den Umweg über Harvestehude gemacht, um an dem „Spökhus" nicht vorüber zu müssen.

Wahrscheinlich würde es so kommen — schloß Jasper Düllingsen seinen Bericht —, daß das Gericht nach Ablauf der gesetzmäßigen Frist das Haus zum Verkauf bringen würde. Wohl aber kaum mit Erfolg, denn von den Einheimischen kaufe es niemand . . .

Als Jasper schwieg, lang eine geheimnisvolle Stille zwischen den drei Männern. Wie beklommen fühlte man sich. Und so setzten Treutlin und Karl dem Aufbruch des Schulzen keine Bitte um längeres Bleiben entgegen.

Und so schied man eigentlich ohne rechtes Einvernehmen und wunderte sich auf beiden Seiten, daß es so schwer war — weil man keinen Grund dafür zu erkennen vermochte. Sollte William Smiths Geist, in seinem Hause zur Unzeit beschworen, die Schuld davon tragen?

•

Eine große schwarze Spinne von häßlicher Eigenart kroch in eigentümlich hastenden Bewegungen, ab und zu von lauerndem Innehalten unterbrochen, aus der staubigen Verborgenheit hinter dem Bücherschrank hervor, lief ein Stück die Wand hinauf und verschwand plötzlich dahin, woher sie gekommen war.

Heinrich von Treutlin, gedankenvoll über die Blätter eines aus der Bibliothek genommenen Buches wegsehend, beobachtete das Gebaren des Tieres mit einer Art Neugierde, die ihm aufgezwungen schien, und fühlte sich, als der Vorgang nach ein paar Sekunden eine Wiederholung erfuhr und die ihn nun noch häßlicher deuchte, von einer starken Unruhe erfüllt. Etwas Dunkles drängte sich hinzu. Seine Sinne sprangen suchend auf.

Und nun erschien das schwarze Geschöpf zum dritten Male, lief bis zur Decke hoch und ein Stück über sie hinweg, hockte lauernd, regungslos zu Häupten Treutlins, der zu ihr in die Höhe starrte, als befände er sich in einer Hypnose. Und dann kam die Spinne langsam gleitend, zu ihm hinab, verharrte in halber Zimmerhöhe, wie in einem Erschrecken erstarrend, und entfloh mit jagender Eile in ihr Staubversteck . . .

Treutlin erhob sich jäh, klappte den Lederband hart zu und stellte ihn in die Reihe zurück, warf die Glastür in ihr Gefüge, daß ein Klirren aufklang, und wußte sich von einem Erinnern hart gefaßt.

. . . Im Wirrwarr der Auflösung, des Aufgebens der Front. Die letzte Stellung längst im Rücken. Ein regengrauer, sturmdurchwühlter Novemberabend. Kurze Rast in einem zerschossenen Estaminet südlich Verviers. Gagern, Holsten und er im Schein einer Taschenlampe über Karten gebeugt an einem halb zerschlagenen Tische, den nächsten Weg zur Grenze suchend. Und dann, wie hinaufgeweht, urplötzlich auftauchend, von irgendwoher kommend, mitten auf der Karte die scheußliche schwarze Spinne.

„Biest!" hatte Gagern gesagt. Und hatte sie mit seiner in dem nassen, zerrissenen Reithandschuh steckenden Rechten zur Seite geschleudert. Und Holsten, abergläubisch, zu schlimmen Deutungen merkwürdiger Dinge veranlagt, hatte gesagt: „Schwarze Spinnen bedeuten Unglück. Einer von uns Dreien wird sich noch den Hals brechen, ehe er aus diesem Schlamassel raus kommt, oder er wird ihm noch daheim umgedreht." Darauf er, Treutlin, ruhig, ganz der Schwere der Stunde lebend: „Ich bitte Sie, Holsten, wozu diese Torheiten! Das Unglück ist ja schon da. Schlimmeres als diesen Zerfall gibt es doch nicht . . ." Und auf der Karte einem Wege mit dem Finger folgend: „Hier hinüber müssen wir. Richtung Düren . . ."

„Schlimmeres gibt es nicht!" Damals, im Estaminet bei Verviers war er davon überzeugt gewesen . . .

Heute? Zum Teufel! . . . Warum mußte ihm ein blöder Zufall, der ihm in diesem Hause mit einer schwarzen Spinne begegnete, die Vergangenheit wieder vor die Seele stellen? Was man mühsam, unter Aufbietung aller Kräfte in das Vergessenwollen hinabgewürgt hatte, daß man fast daran erstickt war, drängte sich nun wieder hervor und machte sich breit. Quälte das Blut, als schlüge überall ein Herz in harten Stößen und mit jagender Hast.

Treutlin wußte sich während der nächsten Minuten machtlos gegen die auf ihn einstürmende Flut des Erinnerns und ließ sich von dem wüsten Strom treiben. Er hatte sich in einem Schwächeanfall auf den Diwan gelegt und die Augen geschlossen. Verhielt den Atem, als warte er auf etwas, das

ihn befreien möchte. Mühte sich, eine Antwort zu finden, warum Vergangenes, schon nahezu Überwundenes in den Räumen dieses Hauses neu aufzuquellen schien, wie eine alte Wunde, schon verharscht, wieder aufbricht und Blut speit. Und fand sie nicht, die nicht da sein konnten.

Also nur die Spinne! Nur das durch sie zum Wiederaufklingen gebrachte Erlebnis im Estaminet bei Verviers trug die Schuld, daß seine Nerven, meuchlings überfallen, plötzlich versagt hatten und widerstandslos gewesen waren. Und das deuchte ihn nun plötzlich lächerlich. Weibisch.

Mit einem entschlossenen Ruck richtete er sich in die Höhe und sprang dann auf die Füße. Lächelte ein wenig, ein hartes, eckiges Lächeln war es, und sagte, schneidig in der Stimme: „Wir sind längst quitt, Anita! Du hättest dir diesen heimtückischen Überfall ersparen können.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanonenschlag.

Humoreske von Heinz O. Wutting.

Die Raketen bohrten sich pfeifend in den besternten Himmel und zerplatzten dort in den unwahrscheinlichsten Farben. Goldregen überschüttete die Schrebergärten, und Onkel Ottos Laube spreizte sich in der bengalischen Beleuchtung wie ein monumentaler Palast. Es war einfach großartig! Den Beschluß des Ganzen, die Krönung des Feuerwerks, sollte jetzt ein Kanonenschlag ausmachen, den der Neffe Robert beigesteuert hatte. Robert war Lehrling bei einem Drogisten und hatte Schwarzpulver, Schwefel und Phosphor sorgfältig gemischt und das Ganze mit geleimtem Bindfaden verschnürt. Der Kanonenschlag war ein ansehnliches Paket geworden. Mit ihm und seinem Gelingen stand jetzt Roberts junge Berufsehre auf dem Spiel. Natürlich wollte er die Zündschnur, einen langen Phosphorfaden, selber in Brand setzen.

Der Kanonenschlag wurde auf einen Stein zwischen die Erdbeerbeete gelegt. Ein Streichholz flammte auf, und Neffe Robert sprang zurück. Die umstehende Gesellschaft zog sich ebenfalls auf respektvolle Entfernung hin gegen den Zaun. Aufgeregt und gespannt wartete man auf das Ereignis. Der Funken züngelte den Faden entlang. Onkel Otto, dem plötzlich die Größe des Paketes unheimlich vorkam, stand der Schweiß auf der Stirn, Tante Olga hielt sich schon jetzt die Ohren zu, der kleine Heini weinte vor Angst. Die anderen standen weit vorgereckten Halses, nur der Neffe Robert stand unbekümmert wie ein Feldherr und beobachtete den laufenden Funken. Bis auf zehn Zentimeter hatte dieser schon den Feuerwerkskörper erreicht. Jetzt nur noch fünf. Noch drei! Gleich mußte er losgehen. Onkel Otto riß weit den Mund auf. Er hatte bei der Artillerie gedient. Allein nichts geschah. Man wartete noch eine Minute, dann wurde man ungeduldig. Neffe Robert umschlich das Erdbeerbeet und pirschte den Kanonenschlag an. War der vielleicht feucht geworden? — Das wäre natürlich höhere Macht; denn an der Mischung lag es bestimmt nicht. — Oder ob er doch statt Phosphor Natron genommen hatte? Die Gläser standen so dicht beisammen. Ein beschämender Gedanke!

Der Kanonenschlag lag friedlich auf dem Stein. Robert nahm ihn in die Hand. Die Lunte war bis zum Ende abgebrannt, hatte aber nicht gezündet. Merkwürdig! — Onkel Otto vertröstete inzwischen die Verwandtschaft. Robert sei doch immerhin erst ein pyrotechnischer Anfänger, und er würde schon dafür sorgen, daß es noch knalle. Und der Heini bekäme eine Backpfeife, wenn er nicht aufhöre zu weinen. Neffe Robert hatte inzwischen aus der Laube Papier und Sägespäne gebracht und machte zwischen den Beeten ein lustiges Feuer. Als er genug Glut hatte, warf er einfach den Kanonenschlag hinein. Ein genialer Gedanke!

Doch die Wirkung blieb aus. Ruhig brannte das Feuer herunter, der Bindfaden war schon fast verkohlt, und der Kanonenschlag lag noch immer so harmlos da, als ob er nur mit Zucker und Salz gefüllt wäre. Neffe Robert war sehr bedrückt. Und endlich gab er es auf.

Der Abend war jetzt allen verdorben. Die ganze Verwandtschaft fühlte sich um den Abschluß betrogen. Onkel Hans sagte, ein Feuerwerk ohne Kanonenschlag sei überhaupt kein Feuerwerk; und Kanonenschläge kaufe man fertig im Laden und überlasse das nicht so einem Lausejungen. Und Bier hätte es überhaupt auch zu wenig gegeben.

Klein-Heini fragte noch einmal, wann es denn nun endlich knalle, worauf er noch eine Backpfeife bezog. Und Lenchen, die zum nächsten Sonntag eingeladen wurde, sagte schnippisch, sie gehe lieber in den Lunapark, da gäbe es doch wenigstens ein ordentliches Feuerwerk. So ging man sehr verstimmt auseinander. Onkel Otto blieb als einziger zurück. Ging noch einmal durch den Garten, hob den verhinderten Kanonenschlag auf und warf ihn in eine Ecke der Laube. Dann schloß er alles ab und ging ebenfalls verärgert nach Haus. — —

Im Spätherbst, als die Haselnüsse reiften, saß die ganze Gesellschaft wieder einmal in der Laube. Längst hatte man das verunglückte Feuerwerk von damals vergessen. Draußen war es kalt; auf dem kleinen Ofen stand der Teekessel und zischte. Diesmal gab es auch für Onkel Hans genug Bier. Er saß dem Ofen am nächsten und warf von Zeit zu Zeit Holz und Reisig in ihn hinein. Schließlich lag nichts mehr in seiner Nähe. Mit unsicheren Schritten ging er in eine Ecke des Raumes und holte aus ihr einen Arm voll Holzkloben, Papier und Brettstückchen heran. Warf das alles auf einmal in die offene Ofentür und setzte sich wieder an den Tisch. Der Teekessel summte, es war gemütlich und warm . .

Plötzlich aber gab es einen ohrenbetäubenden Knall, Eisenstücke, Splitter und Dreck spritzten herum. Tür und Fenster wurden nach außen gepreßt. Die Wand bekam einen Riß, und dicker schwarzer Rauch erfüllte die Laube. Die Frauen schrien, soweit sie nicht in Ohnmacht lagen. Die Männer fluchten und eilten ins Freie. Klein-Heini war durch die offene Tür auf das Erdbeerbeet geflogen; Onkel Hans sah aus wie ein Neger und hatte einen heißen Ofenring um den Hals. Nur der Neffe Robert stand verklärt inmitten des Chaos und stammelte verzückt: „Das war mein Kanonenschlag!“

Jürg und Jette.

Skizze von Clara Schünemann-Kruyskamp.

Abend senkt sich auf die Felder. Müde zieht die Herde dorfwärts. Von dem Kirchturm flüstern sanfte Stunden. Auf dem Fensterbrett der Kammer schlummern die Geranien. Ein leiser Wind spielt lässig mit dem bunten Vorhang. Die kahlen Wände sind von Dämmerung blau.

Die junge Magd hebt den Kamm aus der Haarflut. Dann formen ihre Hände das dichte Blond zu einer Flechte, schieben einige gewellte Nadeln hinein und tasten die eigenwilligen Strähnen an den Schläfen glatt. Das rote Feierkleid wird zugeknöpft. Jette lächelt in Erwartung.

Nun huscht sie auf den Zehen die alte Stiege hinab. Aber Jürg, der Bauer, kennt das knarrende Geräusch. Unwirsch schüttelt er den Kopf. Seit sein Weib gestorben, sind die Abende einsam. Die greise Muhme humpelt zeitig nach der Bettstatt. Die Magd hat die Kinder schlafen gelegt, also mag sie gehen. Den Knaben ist sie Mutter und Madonna. Er, Jürg, knüpfte daran seine Hoffnung.

Vorbei. Des Müllers Gast hat sie verhext. Weiß der Teufel, womit! Es ist ein Jammer, der Kinder wegen. Der Kinder? Sein Herz verrät, daß er dabei an Jettes Flechten denkt, an Sonnenaugen über frischen Wangen.

Trotz ballt seine Faust. Jette ist ein Teil der Landschaft. Sie gehört auf seinen Hof. Nimmer darf sie diesen Irrweg gehen. Entschlossen greift er nach der Mütze. Schon hallen seine Schritte auf dem roten Pflaster, das, vorbei an Stall und Scheune, zu dem Flußpfad lenkt.

Das Mädchen merkt nicht, daß der Bauer folgt.

Leise rührt sich Wind im Schilf. In den Fluten liegt der Abendhimmel, gelb und blau und etwas rötlich. Pferde grasen. Weidenbäume, dunkle gespenstische Gestalten, lehnen sich schräg an das Feld. Häuser nahen. Hinter geduckten Fenstern blinken Lampen und leihen noch den Blumenstöcken vor den Scheiben stillen Schein. Aus dem Fährkrug strömen Melodien. Mädchen tanzen dort mit strammen Burschen. Jette schreitet rascher aus.

Der Fremde wartet, der seit Wochen in dem Kirchspiel malt. Seine Zunge ist flink und klug, seine Lippen können stetig lächeln. Das seltsamste sind seine Hände, weiß mit feinen Adern, sanft und reich an Zärtlichkeit.

Als sie unter die Tür tritt und die Wandlaterne Haar und Kleid umkost, legt er den Arm um ihre Schultern. Die Burschen äugen nach den Flechten, die gold und schwer in

ihrem Nacken liegen. In der Mädchen Augen glimmt bei Jettes Anblick ein leiser Neid, nun das leuchtende Tuch ihres Rockes aufweht.

Jürg ist der Magd bis vor den Krug gefolgt. Lärm und Lichter streben ihm entgegen und haschen fremd nach Ohr und Auge. Der Bauer wendet sich, mit eigensinniger Gebärde, ganz wie seine Buben. Seine Lippen werden schmal. Was soll einer beim Tanz, dessen Weib in der Erde liegt? Ruhig schlendert er den Fluß entlang. Im Dunkel einer Weide macht er unversehens halt. Er schilt sich töricht; doch irgend etwas heißt ihn warten. Eine Sternschnuppe gleitet nieder. Wie als Jüngling erbittet er ein Glück, nun der Funke in das All zerstiebt. Der Mond hält die Kerze neugierig durch einen Wolkenspalt. Jürg schämt sich seines Wunsches und senkt die Stirne in die rauhen Hände. — —

Derweil tanzt Jette Schritt um Schritt. „Komm!" flüstert der Mann und weist durch das geöffnete Fenster in die Ebene.

Jette zögert. Die Nacht ist schwarz, und sie ist voller Gefahren.

Endlich folgt das Mädchen. Droben treibt der Silbermond, und unten aus dem Fluß blinkt er bleich wie ein versunkener Traum.

„Du bist schön wie ein Sommertag. Zudem wirst du merken, wie ich dich beschützen kann", zerstreut der Fremde ihre Zweifel.

Jette nickt, ein wenig eitel. Weiß der Bauer nicht, daß sie schön ist? Sie möchte ihre Gestalt im Wasser prüfen und lehnt sich weit über den feuchten Spiegel. Ihre Füße gleiten. Des Flusses Silberarm greift ihren Körper. Das Himmelslicht glimmt auf ihr schwimmendes Kleid.

Gellend steht ihr Schrei in der Nacht. Ratlos ringt der Mann die Hände. Er fürchtet das unheimliche Wasser. Aus dem Schilfgras ruft der Wind. Fledermäuse fliegen lautlos durch die Luft.

Da ist der Bauer Jürg zur Stelle. Sein starker Arm scheucht die erschrockene Flut, faßt mit hartem Griff das Mädchen und hebt es wortlos an das Ufer.

Jette bebt. Das goldene Haar hat sich gelöst und fließt schwer um ihre Schultern. Wie von ungefähr umfängt ihr Blick des Fremden Hände; die hängen grau von Furcht und beinahe ohne Leben. Von des Bauern Finger aber tropfen Wasserperlen und glimmen seltsam auf im Mondenschein. Diese rauhen Hände des Mannes sind plötzlich ein Wunder geworden!

Da läuft die Magd beschämt davon. — —

Als der Bauer heimkommt, wartet sie in trockenen Röcken in der Diele. „Hab heißen Tee gemacht und ein Feuer für das nasse Zeug."

„Schon richtig", murmelt Jürg und hängt die Mütze an den Haken. — —

Jette schmiegt sich in die buntgewürfelten Kissen. Inbrünstig formen ihre Lippen ein Wort. Oder ist es ihr Herz? „Jürg!" Sie wundert sich ein Weilchen, ungläubig ob des weichen Lautes. Dann treten Schlaf und Traum in ihre Augen.

Durch das Kammerfenster lugt der Nachtwind, spielt mit der bunten Gardine und kost die schlummernden Geranien. Die kahlen Wände sind von Mondschein silberblau.

Aphorismen.

Von Robert Ludwig Jung.

Einen gewissen Grad von Glück kann sich jeder Mensch durch Klugheit schaffen — das Maß des Glückes ist eine Sache des Zufalls.

*

Das ist Wirken — wenn du in der Brust deines Nächsten einen Nachklang zu wecken weißt.

*

Daß aus der süßesten Milch der schärfste Käse wird, dazu ist nur eins notwendig — genügend Zeit.

*

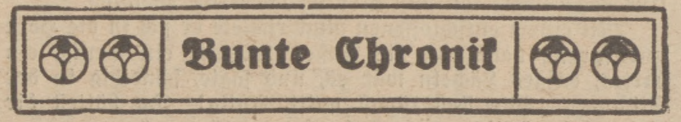
Niemand kann man aus dem Herzen wischen, ohne daß ein dunkler Fleck bleibt.

*

Das Menschenherz braucht wenig, um erregt zu werden. Wie die Blätter eines Baumes unter dem leisesten Windhauch sich bewegen, bald hierhin, bald dorthin, so ist es auch mit dem Herzen. Ein Sonnenstrahl öffnet tausend Blüten — ein Hagelschauer vernichtet sie.

*

Vielen Menschen ergeht es wie jenem, der, etwas suchend, mehr findet, als er suchte — nicht aber immer das, was er wünschte.



Bunte Chronik

Die kleinste Uhr der Welt gestohlen.

Die kleinste Uhr der Welt, ein aus Platin hergestelltes Kunstwerk von drei Millimeter Höhe und 1¼ Zentimeter Durchmesser, ist kürzlich aus den Geschäftsräumen einer bekannten Londoner Juwelierfirma in der Bond Street gestohlen worden. Wegen der ungeheuren Schwierigkeiten ihrer Herstellung hat sie einen Wert von rund 2000 Mark. Die Diebe, die gleichzeitig noch für etwa 23 000 Mark andere Wertsachen mitnahmen, dürften diese Rarität allerdings kaum weiterverkaufen können, da auf der ganzen Welt nach Meinung von Fachleuten nicht mehr als sechs für derartige Kunstgegenstände interessierte Sammler vorhanden sind und der Diebstahl als Sonderfall bereits aller Welt bekannt ist.

„Blutschulden."

„Undank ist der Welt Lohn." Dies alte Sprichwort bewahrheitet sich immer wieder. So beklagte sich vor einigen Tagen der bekannteste „Blutabgeber" Ungarns, der 50 Jahre alte Samuel Szegö, daß ihm eine Reihe von Leuten, denen er bei Transfusionen sein eigenes Blut gegeben hatte, das Geld dafür schuldig geblieben sind. Er könne auf die Bezahlung nicht mehr länger warten, da er öfter sein Blut untersuchen lassen und nach einer bestimmten Diät leben müsse. — Bisher hat Szegö für die Errettung Schwerkranker bereits über 30 Liter Blut abgegeben.

200 Menschen und ein Hund.

Wie recht der Staat hat, der das Tier in seinen besonderen Schutz nimmt, zeigt ein Vorfall, der sich vor kurzem in dem elsässischen Orte Ottrott ereignete. Da war das zwei Jahre alte Söhnchen der Familie Schweitzer vermißt worden. Die Eltern suchten einen Tag lang. Auch die Nacht verging. Das Kind hatte sich noch immer nicht eingefunden. Nun griff der Bürgermeister Oberst de Witt-Guizot ein. Er brachte zweihundert Mann zusammen, die auf die Suche gingen. Das war ein schwieriges Unterfangen. Denn der Ort liegt inmitten von Rebenhängen, und diese sind wieder von weiten, dichten Wäldern umgeben. Vielleicht wäre das Kind trotz allen Suchens umgekommen, hätte man nicht plötzlich das Bellen eines Hundes gehört. Es war der Spielgefährte des Vermißten. Der Hund wurde zum Retter des Kleinen, der bereits vor Hunger und Kälte das Bewußtsein verloren hatte.

Die ältesten Leute erinnern sich nicht . . .

Der letzte Sommer war außergewöhnlich lang und warm. Die sommerliche Wärme, die auch noch den Herbst erfüllte, hat dazu beigetragen, daß in vielen Gebieten eine zweite Ernte an Früchten eingebracht werden konnte. Aus Ostpreußen wird berichtet, daß hier nochmals die Erdbeeren reiften und eine zweite Himbeerernte vielerorts zu verzeichnen war. Eine Bauersfrau soll an einem einzigen Tage 23 Pfund Himbeeren geerntet haben. Eine zweite Kirschenernte wird aus Bulgarien gemeldet. Am Schwarzen Meer haben zahlreiche Kirschbäume zum zweiten Male im Jahr geblüht und Früchte angesetzt. Die Kirschen sind infolge der warmen Herbstwitterung voll ausgereift und konnten abgeerntet werden. Von allen Seiten wissen die Lokalchronisten zu berichten: „Die ältesten Leute erinnern sich nicht, ein ähnliches Naturereignis beobachtet zu haben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.